

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 22 (1919-1920)

**Artikel:** Die Biographie Ernst Abbes  
**Autor:** Marmorek, Alex.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-750048>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

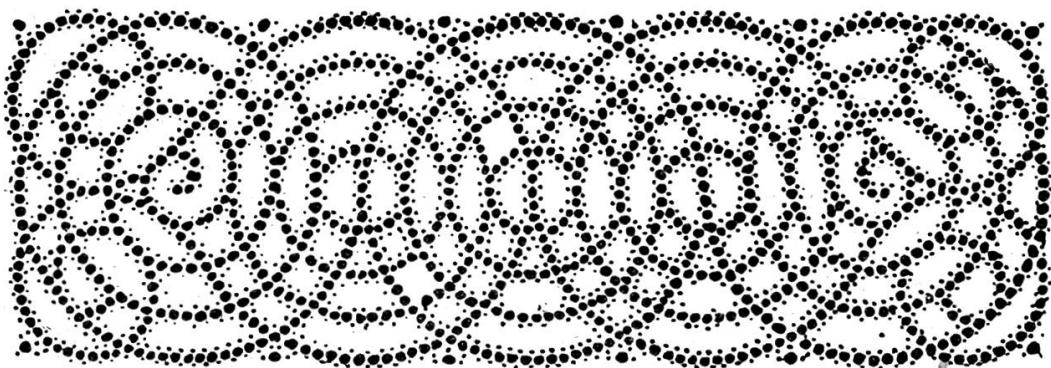
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## DIE BIOGRAPHIE ERNST ABBES<sup>1)</sup>

Keine Lebensbeschreibung kann anziehender und lehrhafter sein als die eines Vorläufers, eines seiner Zeit Vorauselenden. In unseren Tagen, die mit Ideen wie mit Staaten Ball spielen und das Unterste, was im Schatten lag, gewaltsam auf den öffentlichen Platz tragen, ist es von Gewinn, einen friedlichen Revolutionär in seinem Wollen zu verfolgen, der sich zur schärfsten Formulierung von neuen Pflichten der Geistesmenschen hinaufgeschwungen hat. Dieser Mann war Abbe. Mag die Lösung, die er vom Problem der Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber durchgeführt hat, Manchen heute als weit durch die jüngsten Umwälzungen überholt gelten, so war diese Lösung doch ein Laboratoriumsexperiment im Kleinen. Ein solches musste dagewesen sein, ehe man zu dem Versuche im Großen, der Formung einer neuen Volksgemeinschaft schreiten konnte. Sein Werk war ein Same, der mit zum Aufschießen der Saat beigetragen hat.

\* \* \*

Auf einem Platze in Jena ist Abbes Denkmal errichtet. Van der Velde hat das Tempelchen gebaut, an dessen Innenwänden die Allegorien des Belgiers Meunier die „Arbeit“ verherrlichen und in dessen Raum die überlebensgroße Marmorbüste Abbes steht, von Max Klinger geformt. Sie gestaltet überzeugend wahr, was dem Leben Prägung gegeben: Genie und Güte.

Anders, scheint es mir, nachdem ich das Buch seines Lebens gelesen habe, hätte sein Monument werden sollen: Aus gewaltigen,

<sup>1)</sup> † *Ernst Abbe, Sein Leben, sein Werk, seine Persönlichkeit*. Von Felix Auerbach, Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1918.

rohen, unbahauenen Steinen, mit dem Eindruck des Überausragenden. Trotzig, fest. Mit oder ohne Medaillon: das ist nicht wesentlich. Das Ganze entsprechend dem breit sich ausbauenden, einzigartigen Menschen. Denn Abbe war eine Spezies für sich. Sagt man: Großer Gelehrter, glücklicher Erfinder, bahnbrechender Neuerer in Theorie und Praxis der modernen Optik, Schöpfer von Industrien, sozialer Reformer, — so ist noch immer nicht der ganze Abbe gemalt. Es würde fehlen: Der moralisch hochstrebende Sinn, die Harmonie seiner reinen Seele mit der kristallklaren Intelligenz. Seltene Paarung: Genial im Gedanken und Genie des Charakters. Ein Mensch zum Bewundern und zum Lieben.

Er war Proletariersohn, der die Mühsal und den Verzicht beim Aufstieg erdulden musste. Aber was scherte ihn die Armut? Ihr Schmutz und ihre Erniedrigung reichte nicht auf die Höhen, auf denen sein brennender Geist an der Zukunft schuf und an der Gegenwart unempfindlich vorbeiging. Für mathematische Wissenschaften ungemein begabt, wurden seine Anlagen schon früh von seinen Lehrern bemerkt und gefördert. Sein unstillbarer Fleiß, eine Bedingung des Genies, gestattete ihm, in jungen Jahren Wissen scheffelweise in sich aufzustapeln, durch sein Gehirn zu filtrieren, mit seiner geistigen Klangfarbe zu durchdringen und selbst schöpferisch zu schaffen. Er war ein Glückskind (was nur eine Mischung von großen Eigenschaften mit kleinen Zufälligkeiten ist). Seelisch in sich zusammengekauert, wie ganz Große, kamen ihm die Freundschaften auf mehr als halbem Weg entgegen.

Auch als er rasch den hierarchischen Weg zum Doktor, Dozenten, Professor in seiner heimatlichen Universitätsstadt Jena durchschritten hatte, blieb er seiner niederen Herkunft treu. Aus seiner wissenschaftlichen Bedeutung wusste er erst recht die Pflicht abzuleiten, zur sozialen Schichte zu stehen, aus der er seinen Weg genommen. Die Vermehrung ihres Lebensgenusses war für ihn nicht nur eine Erfüllung eines ethischen Verlangens, sondern, wie dem älteren, kraftvolleren Bruder, auch eigene Lebensfreude. Erfüllt von der Ehrfurcht vor der Armut, vergaß er nie die schuldige Pietät für die eigenen, sich abmügenden Ahnen, die Geschlecht für Geschlecht ihr Erbe, seinen Geist, für ihn reichlich zusammengeschichtet hatten.

Er war in den Ideen und Hoffnungen der Großdeutschen, der

Achtundvierziger, aufgewachsen. Darum hatte er einen anderen Patriotismus als die kompakte Majorität. Er suchte die Größe seines Volkes im Geistigen, in der fortschrittlichen Entwicklung der freiheitlichen Gedanken. Deshalb seine tiefe Abneigung gegen Preußen; für ihn der Inbegriff der Reaktion. Er hasste sein Junkertum, seinen Militarismus, er mied Berlin, die Parvenüstadt dieses Preußens. Die ewige Reverenz vor der Pickelhaube war nicht nach seinem Sinn. Vor dem Läuten der Sedanglocken flüchtete er sich dorthin, wo er sie nicht hören musste. Er hielt die ständige Belastung des Volksbewusstseins mit den Kriegserinnerungen, das Erheben der Kasernen zu nationalen Tempeln für ein großes Unglück. Er ahnte die Gefahr.

Die kleinen Verhältnisse, die Dürftigkeit der Einrichtungen seiner Universität, die Magerkeit seiner Einnahmen waren kein Hindernis für sein geistiges Fortkommen. Sie waren eher seiner Entwicklung förderlich. Verfolgt man seinen Lebensweg, so ist man versucht, zu glauben, dass er in reicherer Umgebung vielleicht nicht das aus sich herausgeholt hätte, wozu ihn die engen Umstände zwangen. Da ihm die Apparate fehlten, deren er zum Unterrichte bedurfte, schuf er sie sich selbst und trat zu den bescheidenen, aber intelligentesten Handwerkern in nähere Beziehungen, die in jeder Universitätsstadt solche einfache Instrumente verfertigen. Oft legte er auch selbst Hand an, um an der Drehbank das Material nach seinem Sinn zu formen; eine Gewohnheit des Bastelns, die er von Jugend an angenommen hatte.

Nebeneinander, nacheinander beschäftigte er sich mit mehreren Zweigen seines Faches. Aber gerade mit der Optik hatte er fast nichts zu tun gehabt. Ein Zufall brachte ihn zu dieser und so zur Erfüllung der ersten großen Tat, zur Schaffung des modernen Mikroskops. Der erste Anstoß hiezu ging nicht von ihm aus. Im Hirn des schlichten Mechanikers Carl Zeiß keimte damals — es war Ende der Sechzigerjahre — die Idee, ob es denn nicht ginge, Mikroskope anders und besser zu bauen, als es bisher der Fall war. Denn ein Mikroskop war ein Kind des Zufalls, für seine Erzeugung galt keine Theorie und gab es keine wissenschaftlichen Grundsätze. Man schliff die Gläser nach einem gerade getroffenen verwendbaren Modell und suchte, so gut es ging, durch immer-währendes Korrigieren die Abbildungsfehler, die Unklarheit, das

Verschwommene bei der Vergrößerung zu vermeiden. Zeiß wandte sich an Abbe, den er von seinen Besuchen in seiner Werkstatt her kannte, dessen Ruf als tüchtiger Mathematiker und Physiker einen guten Klang in der Stadt bekommen hatte. Abbe sollte, so war der Vorschlag, dem schwankenden und unleidlichen und besonders materiell schädigenden Zustande der Fabrikation durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden ein radikales Ende bereiten. Der junge Gelehrte ging mit Freude auf das Angebot ein, das auch seinen Sinn fürs Praktische anzog.

Um zu einem glücklichen Ergebnis zu gelangen, gab es nur einen Weg: von den Grundgesetzen der Optik ausgehend, musste man das Entstehen des Bildes im Mikroskope theoretisch analysieren, den Gang der Lichtstrahlen durch die Linse und die Zwischenräume hindurch in allen Einzelheiten verfolgen und dabei trachten, zu sichern, unabänderlichen Formeln zu gelangen, aus denen mit mathematischer Gewissheit zu entnehmen wäre: welcher Durchmesser, welche Dicke, welche Krümmungen muss man den Linsen geben, um die Fehler der Abbildung auf das mindeste Maß herabzudrücken. Die Schwierigkeiten bei den Versuchen, die Abbe zu diesem Zweck unternahm, sind hier bei dem Mikroskope sehr groß: die Linsen sind sehr klein, das Objekt sehr nah, und es ist nicht selbstleuchtend; lauter Hindernisse des Experiments, die alle beim Fernrohre, dessen Konstruktion damals schon sehr vollkommen war, nicht bestehen.

Abbe hat das Problem trotzdem gelöst. Durch einfache Fragestellung, durch elegante und geistvolle Versuchsanordnung. Die Dicke der zu vergrößernden Präparate, die Öffnung des Mikroskops, die Krümmung der Linse, das Verhältnis der Blenden, der Verlauf der Strahlen, ihre Brechung und Beugung — alles wurde im Detail geprüft und die Fehler gefunden, welche die Mikroskope schlecht machen. Die mühevolle Arbeit ergab überraschende Erfolge, aber auch herbe Enttäuschungen. Jene bestärkten ihn in der schöpferischen Berserkerwut, in jener höchsten Freude, die nur der schaffende Künstler und der Gelehrte kennen; diese zwangen ihn zu neuen Anstrengungen und führten ihn zu wichtigeren Resultaten. Man versteht, dass er sieben Jahre lang keine Zeile veröffentlichte. In dieser Zeit des steten Gebärens hatte er geistig keine Muße, im rasenden Strom der Probleme, die auf ihn hereinbrachen, zur Feder zu greifen.

Das erste neue, nach seinen Angaben konstruierte Mikroskop erschien im Jahre 1872. Von da ab schlossen sich Jahr für Jahr neue Vervollkommnungen den früheren an. Der Erfolg war da. Er war erleichtert, ja überhaupt möglich geworden durch das Vertrauen, durch die Hingabe, durch das Verständnis, durch die Geschicklichkeit und durch den unzerstörbaren Mut dessen, der zur ganzen Arbeit die Anregung gegeben und der der erste Mitarbeiter Abbes war: von Carl Zeiß.

Bald sollte ein anderer Mann in dem denkwürdigen Kampfe um das ideale Mikroskop neben diese Beiden treten. Alle Rechnungen und ingeniösen Erfindungen stießen sich bei der Durchführung an der Unzulänglichkeit des Rohmaterials für die Linse. Die Theorie musste daher in der Praxis viel von ihren Möglichkeiten nachgeben. Das Glas, das die Industrie lieferte, war schlecht. Es war nicht genügend durchsichtig, nicht völlig farblos, hatte fehlerhafte Brechungen und bildete farbige Ränder an den Vergrößerungsbildern, von anderen technischen Fehlern, wie Blasen und Verwerfung, gar nicht zu sprechen. Sein Glück brachte Abbe mit dem richtigen Manne zusammen, der das zielbewusste Wollen des Meisters durch praktisches Können verwirklichte, mit Otto Schott, einem jungen, gelehrten Fachmanne in der Technik des Glasschmelzens. Was Zeiß für die mechanische Ausführung war, wurde Schott für das Problem des neuen Glases. In gemeinsamer Arbeit, sich gegenseitig befruchtend, gebend und empfangend, schufen Schott und Abbe das Jenaer Glas oder richtiger die Jenaer Gläser. In systematischen Experimenten, wobei die verschiedensten Substanzen als Bestandteile des Glases gemischt werden mussten, wurde das neue Glas gewonnen, das für die Wissenschaft, für die Technik und für den täglichen Gebrauch die erste Rolle in der ganzen Welt spielen sollte. Jetzt war für das Mikroskop und für alle optischen Instrumente das geträumte, richtige Linsenglas zur Stelle. Doch fordert die Gerechtigkeit, zu sagen, dass die beiden Männer in der Erzeugung dieser neuen Phosphat- und Boratgläser teilweise einem englischen Vorbilde gefolgt sind, einem Dilettanten, dem Pfarrer Harcourt, der in den Dreißigerjahren ähnliche Wege wie die ihren und vor ihnen bereits gegangen war, freilich ohne die Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit der Jenaer Erfinder zu erreichen.

Abbe hat im Laufe eines Vierteljahrhunderts viele optische Instrumente ersonnen; jedes ein Beweis seines an Ideen und an einfachen Lösungen überreichen Geistes; alle zusammen ein gewaltiges Stück menschlichen Fortschrittes. Mit dem Mikroskop, das die Firma Carl Zeiß vorbildlich herstellte, sind ungeahnte Möglichkeiten den biologischen Wissenschaften gegeben. Es ist die Voraussetzung, die Grundlage, die Befruchtterin derselben geworden. Ohne das Mikroskop unserer Zeit wäre unser Wissen vom Leben noch mehr Stückwerk geblieben, als es ja immer sein muss. Aber allen voran hat die Bakteriologie, selbst junge Wissenschaft, das Mikroskop auszunützen gewusst. Kein Zufall ist es, dass Robert Koch ein begeisterter Propagator des neuen Instruments gewesen. Erst durch dieses war der Siegeslauf der Bakteriologie möglich geworden, die Entdeckung und Durchforschung eines großen, wenn auch aus außerordentlich kleinen Teilen bestehenden Lebensreiches. Wenn heute die Bakteriologie durch die Sicherheit ihrer Beobachtungen, durch die Präzision ihrer Bilder, durch den Reichtum ihrer Entdeckungen, durch die Weite ihrer Ausblicke, durch die Höhe ihrer Ziele mit den größten Anteil an der wissenschaftlichen Revolutionierung der Medizin genommen hat, so verdankt sie es der Lebensarbeit Abbes und der durch ihn befruchteten Jüngerschar.

Nach allem, was er in der Optik vollbrachte, nach der Schaffung zweier großer industrieller Unternehmungen, die mit ihren Produkten den Weltmarkt beherrschten, besaß Abbe noch den Willen und die Kraft und ersann den Plan, die „größere Tat“ zu vollbringen, wie sie sein Biograph so schön nennt.

Die beiden Fabriken von Zeiß und Schott waren dominierend in der Welt geworden. Abbe hatte schon im Beginn in sie als Teilnehmer eintreten müssen, damals als die Neuerungen die Unternehmungen auf riskante Wege führten. Doch Alles war geglückt. Der Mann, der durch seinen Erfindergeist sie ins Leben gerufen und an ihrem Glanze vornehmsten Anteil genommen, der arme Universitätsprofessor, war ein sehr reicher Mann geworden. Abbe war Großindustrieller! Da hätte er sich Ruhe gönnen können oder er hätte, was imperativer für ihn sein musste, der Versuchung nachgegeben, das Otium zu benützen, um, was im Grunde eines jeden Forscherhirns sich röhrt, auszuführen. Der Wunsch, das ganze koordinierte Wissen, die erst nach Jahrzehnten aufgehäufter Arbeit

ermöglichte Harmonie zwischen Fakten, Theorie, Erfahrung, Praxis, Können und Wollen in einer letzten und größten wissenschaftlichen Tat auszudrücken. Sind doch auch die größten unter den Gelehrten am Ende ihrer Bahn nie von dem Vollbrachten befriedigt, auch nicht von der größten Entdeckung, die ihren Namen trägt. Denn das Ausgesprochene dünkt ihnen nicht viel im Vergleiche zu dem noch Ungeborenen. Abbe ging nicht diesen Weg. Der Mensch und nicht der Physiker vollbrachte diese Geste: die soziale Tat. Keine Parteizugehörigkeit und kein Beispiel haben in ihm den Plan gereift, den er lange bei sich trug. Das hereinströmende Geld, sonst wenig förderlich für die Erhöhung der inneren Moral, hatte bei ihm nicht die gewöhnliche Folge ausgelöst. Es frug und frug ihn unaufhörlich, ob denn der Ertrag der Arbeit in einer Fabrik, und auch in der seinen — wenn auch sein Lebenswerk diese Arbeit erst möglich gemacht hat — ihm so ganz gehöre, wie die umgebende Welt stets bejahte. Da die Übereinstimmung seiner Gefühle und seiner Intelligenz diese Frage verneinte, so ging er daran, das Geld zurückzuerstatten, teils jenen, die es erarbeitet, teils der Gesamtheit und ihrem selbstverständlichen Vertreter, dem Staate, der allein die Kontinuität seiner besten Verwendung auch für die Zukunft garantieren konnte.

So geschah durch Abbe die Umwandlung der optischen Werkstatt von Zeiß und der Glaswerke in eine Stiftung, der er in seiner Bescheidenheit und in Anerkennung der Treue seines Mitarbeiters den Namen Carl Zeiß gab. Die persönlichen Opfer hiebei waren überaus groß und weisen kein anderes Beispiel dieser Art auf; die klaren Bestimmungen aller Möglichkeiten der Förderung von Wissenschaft, Technik, des Menschenmaterials sind wie mit einem Präzisionsapparat herausgezirkelt; das Zurücktreten des Einzelnen vor der besseren Zukunft der Allgemeinheit, seiner Zeit weit voraus-eilend.

Der Kern der Idee, welche den ganzen Plan beherrschte, war: Wie die Materie nach dem Tode zur Erde zurückkehrt und nur durch ihren Kreislauf neues Leben möglich macht, so hat auch das letzte Produkt des Geistes, der Arbeitsertrag, einen ähnlichen Weg zu gehen, um rückkehrend, nicht als Wohltat, sondern als eine Form wirtschaftlicher Gerechtigkeit, zweierlei zu leisten, die Niveaudifferenz der sozialen Welt nach Möglichkeit auszugleichen

und den ideellsten Ausdruck des Menschthums, die Wissenschaft, zu fördern: Durch das Statut, die *Magna Charta* der Arbeiter, die er dem Zeißwerk gegeben, hat Abbe die Lebensfähigkeit seines Axioms bewiesen: Der Unternehmer darf nur einen enggemessenen, kleineren Teil des Arbeitsertrages der im Unternehmen beschäftigten Arbeiter für sich in Anspruch nehmen. Das Übrige geht einerseits in irgend einer Form als höhere Bewertung ihrer Leistung an die Arbeiter zurück und dient andererseits, als stets sich erneuernde Geldquelle, der Förderung der forschenden Wissenschaft, der Grundlage aller Technik und Industrie.

Man hat, wie zu erwarten war, an der theoretischen Richtigkeit und an der praktischen Durchführung der Reformen Abbes Kritik geübt. War doch sein Plan eine umstürzende Neuerung, die, wenn Beispiel gebend, allzuviiele Interessen über den Haufen werfen konnte. Manche meinten, dass der Anteil am Gewinn, national-ökonomisch betrachtet, nur in Jena möglich sei, weil das Zeißwerk tatsächlich ein Monopol durch die unerreichte Präzision seiner Instrumente in der Welt besitze und sich den Luxus aller möglichen materiellen einschneidenden Reformen gestatten könne. Andere Kritiker wiesen als Argument gegen Abbe auf die Forderungen der Arbeiter hin, die sie stets von neuem zu stellen sich gewöhnen, ohne sich um die materielle Durchführbarkeit zu kümmern; wieder andere auf das Unverständnis der meisten Angestellten, mit dem sie dem Hinüberfließen eines beträchtlichen Teiles des Gewinnes an die Universität Jena gegenüberstehen.

Gewiss haben Abbes Reformpläne Fehler. Sie sind Menschenwerk. Und wie jeder Reformer schuf Abbe nur mit den Mitteln und Gedanken seiner Zeit. Auch die größten Neuerer ringen um ihre Ideen mit den Besten ihrer Epoche. So haben selbst die Mitarbeiter, die Abbe am nächsten standen und ihn am besten kannten, die Sittlichkeit seiner Forderungen nicht ganz zu verstehen vermocht. Sonst hätten sie in diesem Kriege entgegen dem Wesen des Meisters und entgegen seiner antimilitärischen Lebensauffassung ihre Fabrik nicht so gänzlich in den Dienst des unheilvollen Krieges gestellt. Sonst hätten sie sich nicht an seinem Geiste versündigt, als sie darüber erst diskutieren und streiten mussten, ob im Volkshause in Jena auch sozialdemokratische Zeitungen aufgelegt werden sollen, in demselben Volkshause, das Abbe errichtet hat, damit die Menge

auch zur Achtung der persönlichen Überzeugung eines Jeden erzogen werde.

Als Ganzes genommen bleibt Abbes Tat ein Fortschritt.

Und dies sind die Hauptteile der sozialen Reformen, die der Physiker im Fabrikunternehmen Zeiß einführte:

Als Devise für sein Werk dürfen die Worte gelten, die er selbst in einer Arbeiterversammlung gesprochen hat: „Bei uns ist kein Kampf, sondern nur ein Zusammenarbeiten auf dem Boden der friedlichen Interessen und Gleichheit.“ Das Verhältnis der Arbeiter und Arbeitgeber ist nicht mehr dem patriarchalischen Wohlwollen oder der Laune des „Herrn“ unterworfen. Es ist durch einen Vertrag, das Statut, geregelt, das gesetzlich bindende Kraft hat. Der Arbeiter wird dadurch gegen jeden Missbrauch der wirtschaftlichen Abhängigkeit geschützt. Der einmal zugestandene Lohn darf nicht mehr gekürzt werden, auch nicht bei schlechtem Geschäftsgange. Die Bewertung der Arbeit im Akkordlohn, der für feinere Arbeiten gilt, ist dem ehrlichen Urteile des Arbeiters selbst überlassen. Achtstündige Arbeitszeit. Es hängt vom freiwilligen Entschluss des Arbeiters ab, ob er über die vereinbarte Zeit hinaus arbeiten will. Unverschuldete Entlassung des Arbeiters ist durch die Festlegung einer genau bestimmten Entschädigung von Seite des Unternehmers in Schranken gehalten. Verlässt der Arbeiter die Fabrik, so ist er durch keine Konkurrenzklause an dem Eintritt in ein ähnliches Unternehmen gehindert. Volle Freiheit in kultureller, religiöser und politischer Hinsicht. Beschränkung des Gehaltes der höchsten Beamten auf sehr mäßige Grenzen. Minimal-Lohntarif. Die Entlohnung der Arbeiter besteht aus drei Teilen: dem festen, unwiderruflichen, pensionsberechtigten Anteil, dem durch die Geschicklichkeit jedes Einzelnen bei der Akkordarbeit zu leistenden Anteil, und schließlich der Beteiligung an dem jährlich schwankenden Jahres-Ergebnis der Fabrik. Ist dieses Null, so fällt diese Beteiligung weg, und es wird so die Gewinnbeteiligung ipso facto zu einer Beteiligung am Verluste. Nur die Direktoren des Betriebes sind von der Teilnahme am Gewinn ausgeschlossen. Prämien für die Verbesserung des Betriebes, auch für die geringsten Erfindungen. Arbeiter-Ausschüsse. Selbstredend auch die gewöhnlichen sozialen Einrichtungen wie Sterbe- und Entbindungsgelder, Hochzeits- und Jubiläumsgeschenke, Invaliden- und Krankenkassen, Pensionen u. s. w., u. s. w.

Aber nur ein Teil des Reingewinnes fällt den Arbeitern zu. Ein erheblicher anderer Teil wird der Stadt Jena zugewiesen, welche das Geld zur Verschönerung der Stadt und zur Verbesserung der Arbeiterwohnungen verwendet, Arbeiterwohnkolonien baut und vor Allem das schöne Volkshaus sich damit geschaffen hat, das einzig in seiner Art, eine Stätte der Bildung und sittlichen Hebung der Arbeiterschaft ist.

Ein dritter und letzter Teil gebührt der Universität Jena. So dankt ihr Abbe dafür, dass sie ihm seine Gelehrsamkeit, die Bedingung seines geistigen Lebens ermöglicht hat. Durch diesen stets laufenden Quell aus der Zeiß-Fabrik wird es erst der kleinen thüringischen Universität möglich, mit den übrigen, reichen Hochschulen Deutschlands zu wetteifern, teils durch bessere Besoldung ihrer Lehrer und teils, und dies ganz besonders, durch die Erbauung moderner Institute, welche die Forschungsarbeit der Fakultäten benötigen. Hier wirkt das Geld des Zeißwerkes in gleicher Weise wie es in Amerika die Stiftungen der Milliardäre tun.

Auf alle Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden. Sie sind von Abbe in weitausschauendem Geiste und mit fanatischer Liebe ausgestattet worden. Alle zusammen erreichen das Ziel, das ihm vorschwebte, dem Arbeiter den Glauben an sein Recht und die Anerkennung der Würde seiner Arbeit voll und ganz zu geben.

\* \* \*

In der liebevollen Biographie Auerbachs, für die man dem Autor danken muß, liest man auch die anderen Züge, die uns dem Helden näher bringen. Die Bildung seines Innenlebens, das groß, einfach, edel und am Schlusse traurig ist. Man erfreut sich des beneidenswerten intellektuellen Milieus, in dem Abbe gelebt hat und in dem so viel Sonne und Geist des klassischen Weimar nachzitterte. Tief bewegt legt man das schöne Buch, wenn man es fertig gelesen, bei Seite und sinnt über das Menschenschicksal nach, das man in seinem Werden bis zum Tode verfolgt hat. Von selbst steigt ein Vergleich mit einem anderen Menschen auf; die Erinnerung an Leo Tolstoi. Gemeinsames und Gegensätzliches bindet die Beiden in meinen Gedanken. Beide sind im Besitze der sicheren, olympischen Größe in ihrer Sendung. Aber Keinem von Beiden genügt diese allein. Sie streben deshalb ins Weite, Größere.

Gedrängt von jener Mischung von Gefühl und Gewissen, das man den inneren Ruf nennt, wollen sie aus den selbst erklommenen Höhen zurück zur amorphen Menschenmasse, und wollen mit ihr Eins werden. Sie drückt, wie unerträgliche Last, dass es im dunklen, niederen Menschenhaufen so viel überflüssige Not gibt und Sonnenlosigkeit der Seele ohne Schuld. Beide möchten, müssen helfen. Aber wie verschieden die Durchführung, die Verwirklichung dieses Dranges bei Jedem. Der Eine hat nur Worte, der Andere vollbringt die Tat. Der Eine, aus reicher angesehener Familie, findet eine verführerische Philosophie; gestützt und getragen von der unvergleichlichen Kunst seines Wortes, bezwingt er sein Volk, erobert die ganze Welt und bleibt in seiner Verkündigung der Glückseligkeit der Armut beim eigenen Besitz stehen. Der Apostel und Wahrheitssucher wird plötzlich unaufrichtig und knifflig, denn mit leeren Ausflüchten überlässt er seinen Besitz seinem Weibe und seinen Kindern, auf dass diese ihn genießen, ausbeuten, weitervererben und sich kraft desselben über die Andern erheben, die Anderen, die nach dem Evangelium Tolstois alle gleich sein sollen. Welche Ironie der Religion, die er in seinem Leben gepredigt hat, und welcher Widerspruch, dass diese Botschaft schon in seinem Hause von der Wirklichkeit verneint wird. Wie anders der Naturforscher Abbe, der Sohn des armen Webers! Tolstoi röhmt die Armut; er aber verkündet das Recht der Arbeiter auf Wohlhabenheit. Jener lehrt Verzichten, dieser die Zugänglichkeit zum besseren Genuss des Lebens. Jener strauchelt bei dem ersten Opfer, das er beispielgebend bringen sollte; dieser bringt es leichten Herzens und denkt nicht daran es zu umgehen. Abbes Treue zur eigenen, aus Wissen und Arbeit geschmiedeten Vergangenheit erhebt ihn hoch hinauf in die Bejahung der Pflichten des Besitzes. Das ist seine Religion, und sie ist für ihn bindend. Er, der Schöpfer gewaltiger Industrien, in denen Zehntausende ihre Beschäftigung finden, entsagt der scheinbaren Selbstverständlichkeit des Reichtums. Seine Frau und seine Kinder, die er mit seinem Geiste genährt hat, sind mit ihm eines Sinnes und geben der Welt nicht das Schauspiel des Zankes um Geld und Erbe.

So steht vor unseren Augen Abbe über dem Herrn von Jasnaja-Poljana, dem großen Dichter, aber kleineren Menschen.

WIEN

ALEX. MARMOREK

□ □ □